

Buchbesprechungen

Erzbischof Ludwig Schick, GlaubensFreude.

Ermutigungen zum Credo. Leipzig: St. Benno-Verlag 2011. 134 S., ISBN 978-3-7462-3162-4, € 9,95.

„Gold hast du empfangen, Gold gib auch zurück“, hat Vinzenz von Lérin gesagt und damit den Glauben gemeint. Nirgendwo ist der Schatz des Glaubens besser ausgedrückt als im Glaubensbekenntnis. Es zu kennen, es zu durchdringen, über es Rede und Antwort stehen zu können gehört darum zu den wichtigsten Fertigkeiten eines Christen. Das Gold darf nicht verwässert werden. Die 12 Artikel oder kurzen Sätze des Credos sollen ihm nicht zwischen den Fingern verrinnen. Ludwig Schick, der Bamberger Erzbischof und frühere Professor für Kirchenrecht, hat sich der Aufgabe gestellt, das Glaubensbekenntnis für heutige Christen verständlich zu machen. Er legt dabei nicht nur das einfachere Apostolische Glaubensbekenntnis zu Grunde, sondern auch das Große Glaubensbekenntnis der Konzilien von Nizäa und Konstantinopel, das bei den Gläubigen in Vergessenheit zu geraten droht. Dabei stellt er sich den Fragen der Zeitgenossen – redlich, nüchtern und überzeugend.

So ist ein gewinnendes Buch entstanden. Darin führt ein Hirte auf gute Weide. Ihre Nahrung ist schmackhaft und nicht schwer verdaulich. Aber als Hirte weiß er auch um die Gefahren, die dem Glauben drohen, und scheut sich nicht, sie anzusprechen, etwa im Festhalten an der Jungfrauengeburt (S. 51f.) oder in der Mahnung: „Früher wurde oft übermäßig die Strafe und Verdammnis betont. In späterer Zeit folgte eine Überbetonung der Gnade und Liebe Gottes, die dann zu einer gewissen Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit führte.“ (S. 80) Artikel für Artikel geht er das Glaubensbekenntnis durch, nachdem er kurz den Glauben an sich dargestellt hat. Dabei ist jeder Abschnitt reich an Inhalt, biblisch begründet, theologisch versiert und pastoral sensibel. Schick bezieht viele Gedanken und Anspielungen ein, von der Weihnachtspräfation bis zum Taufritus, Theologen und Philosophen von Augustinus bis Horkheimer oder Schriftsteller von Dante über Dostojewski bis Max Frisch.

Die Sprache der Verkündigung hat auch ihre Klippen. Wo sie vermitteln will, können ihr schon einmal Goldkörnchen verloren gehen. Einige Beispiele: Hin und wieder unterläuft

es Schick, die Gegenwart auf Kosten der Vergangenheit zu profilieren. So meint er, früher sei es nur darauf angekommen, in der Kirche zu sein, ohne eine persönliche Beziehung zum Herrn aufzubauen. Man braucht nur ein beliebiges altes Predigerwerk aufzuschlagen, um sich vom Gegenteil zu überzeugen: Wenn jemand „gehorsam alles mitmach[t]“ (S. 94), fängt für diese Prediger das eigentlich christliche Leben ja erst an – sonst hätten sie ihre Kirchenbesucher ja nur loben müssen. Oder: Christus habe uns Gott „auf menschlich annehmbare Art und Weise geoffenbart“ (S. 48). War die Offenbarung des Alten Bundes menschlich unannehmbar? Liegt im Anspruch Jesu nicht eine viel größere Herausforderung als etwa in der Vorstellung der Muslime, Gott habe Mohammed den Koran Wort für Wort diktiert? Sehr zutreffend wird die „Auferstehung der Toten“ als „Auferstehung des Fleisches (resurrectio carnis)“ dargelegt. Am Jüngsten Tag wird die Seele wieder mit ihrem Leib vereinigt. Ganz wie bei Christus am Ostertag ist der Auferstehungsleib identisch mit dem irdischen Leib, wenn auch in einer verklärten, nicht mehr den Grenzen dieser Welt unterworfenen Form. Warum nimmt Schick diese Provokation des Glaubens aber sofort wieder zurück: „Diese Ausdrucksweise will aber nicht sagen, dass das verwesene Fleisch wieder zurückkehrt, sondern dass das Wesen des Menschen nicht verloren geht und ewig lebt.“ (S. 119) Derzeit setzt sich überall die Kremation des Leichnams anstelle der Erdbestattung durch, die doch die eigentlich christliche Form ist und bleibt. Mit dem eher vagen Hinweis auf das Wesen des Menschen kann man da nicht argumentieren. Und schließlich: Der Theologen liebste Zeichen sind die Anführungszeichen, und Schick macht davon ausgiebig Gebrauch. Aber warum muss man schreiben

„Seele“ und nicht einfach Seele? Sonst wird im gleichen Augenblick wieder relativiert, was man doch behaupten will.

Ein Wort zur Bebilderung: Katholische Verlage, Herausgeber von Religionsbüchern und Kirchenzeitingen verfügen mittlerweile über stattliche Fotoarchive, aus denen sie rasch einen Band wie diesen ausstatten können. Viel unberührte Natur findet sich darin, kirchliche Kunst (meist ein Geschmack, der vor allem nicht zu dick aufgetragen sein soll) und einige Fotos aus dem kirchlichen Leben (nur Vorzeige-Momente, als gäbe es keine Krise). Beim Überblättern dieser Illustrationen gewinnt man zunehmend den Eindruck, dass hier ein neues ästhetisches Milieu des Katholizismus entsteht – irgendwie lieb, aber zahnlos; lebensbejahend, aber ohne Abgründe (selbst der Tod wirkt sanft); zeitgenössisch, aber auch ganz schnell von gestern. Ein Buch wie das Schicks hat Leser aus allen Bereichen der Gesellschaft verdient. Sie sollten nicht schon beim Aufschlagen den Eindruck gewinnen, in eine ästhetisch fremde Welt einzutreten.

Verkündigen ist schwer, und mäkeln ist leicht. Darum am Ende rundweg die Empfehlung eines lesenswerten Glaubensbuchs!

Andreas Wollbold